Bezugs-Preis
für Leipzig und Vororte: In der Haupt-Expedition oder deren Ausgabestellen abgeholt monatlich: Ausgabe A (1 mal täglich) 70 Pf., Ausgabe B (2 mal täglich) 80 Pf., bei Zustellung ins Haus Ausgabe A 80 Pf., Ausgabe B 1 Mark. Durch unsere auswärtigen Ausgabestellen und durch die Post bezogen (1 mal täglich) für Deutschland und Oesterreich monatlich 1 Mark, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern **10 Pf.**

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1173.
Berliner Redaktions-Bureau:
Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1.
Telephon I, Nr. 9275.

Morgen-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile für Geschäftsinserate aus Leipzig und Umgebung 25 Pf., Familien-, Wohnungs- u. Stellen-Anzeigen, sowie An- und Verkäufe 20 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf.,
für Inserate von auswärts 30 Pf.
Reklamen 75 Pf., auswärts 1 Mark. Beilagegebühr 4 Mark p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Für das Erscheinen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10
(Telephon VI, Nr. 4603).
Filial-Expedition: Dresden, Marienstr. 34.

Nr. 511. **Sonntag 14. Oktober 1906.** **100. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Entgegen der Nachricht, daß der Vorstand des Vereins für die bergbaulichen Interessen am Montag über die Forderungen der Bergarbeiter entscheiden werde, teilt die Geschäftsleitung dieses Vereins mit, daß ein Termin für die Vorstandssitzung überhaupt noch nicht festgesetzt sei. — Heute finden im Ruhrgebiet 207 Bergarbeiterversammlungen statt.

* Erzbischof Stablewski läßt in den Kirchen seiner Diözesen ein Schreiben verlesen, das sich gegen den deutschen Religionsunterricht wendet. (S. Dtschs. R.)

* Die Meldungen über die Montignoso-Affäre sind zum Teil unrichtig. (S. Letzte Depeschen.)

* Ein Entlassungsgesuch Graf Goluchowskis soll abgelehnt sein. Generalstabschef Graf Beck wird zur Disposition gestellt, nicht in den Ruhestand versetzt. (S. Ausl.)

* Der italienische Kriegsminister hat der römischen „Patria" zufolge die Anlage eines verschanzten Lagers zur Verteidigung der Nordostgrenze beschlossen.

* Eine große Feuersbrunst hatte bis gestern abend 32 Gebäude, darunter 12 Wohnhäuser in Liebengrün (Thüringen) zerstört; das Feuer dauerte noch an.

Jena.

Wieder liegt der Oktobermorgen über dem Städtlein an der Saale, genau wie vor hundert Jahren. Nur daß heute keine Division Saint Hilaire und kein Korps Augereau seine Zelte vor den Toren gespannt hat, keine Kaisergarde ihr „Vive l'empereur!" ruft, nicht Kanonengebrüll den Tag begrüßt, an dem Preußens Aar vor dem Adler eines Bonaparte sich senken muß. Aber überall im Reich, von der Kieler Bucht bis zum Gestade des Schwäbischen Meeres, gedenkt man des Tages von Jena, doch nicht mit Scham oder Ingrimm ob des Sturzes einer alten Welt, sondern mit dem Bewußtsein, daß vom 14. Oktober 1806 an die Zeit datiert, die Alt-Deutschland zu Ehren in der Welt brachte, durch Tiefen und über Höhen nach Sedan und Versailles geleitete, uns einen Bismarck gab und dem Deutschen den Weg in die Welt öffnete den er heute geht und auf dem er trotz aller Steine, die geworfen, und Gruben, die gegraben werden, zu seinem Ziele kommen muß. Die Zeit ist in den Abgrund versunken, da das Wort Jena die Schamröte in preußische und sächsische Wangen trieb, die Urenkel derer, die bei Vierzehnheiligen und Körbau geblutet, sind Kinder einer neuen Zeit, die kaum noch etwas weiß von jenen Tagen.

Aber die Leute der historischen Parallele sind auf dem Plan und haben gute Tage. Sie graben aus der Vergangenheit aus, was ihnen paßt, und prakeln aus ihren Rumpelkammern für die Zukunft was ihnen gutdünkt, und es fehlt nicht an denen, welche das Wort, das Scharnhorst acht Tage vor Jena schrieb, „Was man tun müßte, das weiß ich wohl, aber was man tun wird das wissen die Götter!" als Motto für ihre Betrachtungen zum 14. Oktober nehmen und uns als echte Schwarzseher mit dem Tage von Jena grauen machen möchten.

Es ist ganz mühsig, an der Hand der Kriegsgeschichte die Gründe für die Niederlage an der Saale zu erörtern, Hohenlohe zu verdammen, Lannes und Augereau zu preisen; die militärische Niederlage bei Jena ist ein Faktum, das nur dem Kriegsgeschichtler interessant sein kann. Aber an diesen Tag des Versagens des damaligen preußischen Söldnerheeres werden politische Betrachtungen geknüpft, die in ihrem Ergebnis nur zu oft geeignet sind, das frohe Vertrauen eines guten Deutschen in die Zukunft und Bestimmung seines Volkes zu trüben. Unsere Zeit ist ausgesprochen materialistisch geworden, und das Kennzeichen des Materialismus ist von jeher der Pessimismus gewesen. Der Idealismus, diese mächtige Triebkraft des Germanentums, hat nur noch einen bescheidenen Platz am deutschen Herdfeuer, und auch den gönnt man ihm nicht mehr. Man hat „Jena" zum Titel einer Darlegung gemacht, aus der hervorgehen soll, daß es mit uns als Reich in der Weltpolitik genau so schlecht stehe, wie es einst um das nachfridericianische Preußen in Europa stand, als Napoleon auf dem Landgrafenberge bei Jena die Kanonen sprechen ließ.

Mit Vorliebe wird zum Beweis für unsere „verzweifelte" Lage die Tatsache angeführt, daß die Liga Kaunitz in verstärkter zweiter Auflage heute vorhanden sei. Einst, als sich der Kreis um den zweiten Friedrich schloß, fehlte wenigstens England unter den offenen oder stillen Gegnern. Heute ist es gerade England, das die Einkesselung des Deutschen Reiches betreibt, woran allerdings nicht zu zweifeln, und wir sind die letzten, die gleich dem Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken, um die Jäger nicht zu sehen, nur daß wir gottlob kein Vogel Strauß sind, der vor den Jägern zu laufen braucht.

Gewiß, man liebt uns nirgends in der Welt. Aber wo liebte man einen, der frisch mit in die Schüssel langt, aus der man bisher allein gegessen? Und wenn irgendwo ein guter Wille herrscht, so ist es der unserer getreuen Nachbarn, uns die Wege in der Welt zu verrammeln und uns Abbruch zu tun, so gut es geht. Das wissen wir sehr wohl. Ob es wahr ist, daß General French mit dem französischen Generalstab die Mobilmachungspläne gegen uns ausgetauscht, ob tatsächlich die „Landung von Tommies, Reitern und Hochschotten in fünf französischen Häfen vorgesehen ist", stehe dahin, jedenfalls kennen wir den guten Willen beider, uns bei guter Gelegenheit das Fell über die Ohren zu ziehen. Ob Sir Edward Grey tatsächlich die anglo-russische Allianz mit der Spitze gegen uns fertig bekommen hat, wissen wir nicht, die Stimmung der Londoner Hochfinanz für eine neue Russenanleihe spricht dafür. Dazu kommt die Hinfälligkeit des Dreibundes. Wie wir über Italiens Bundesgenossenschaft denken, haben wir zur Genüge an dieser Stelle oftmals dargetan. Oesterreich ist ohne Zweifel „bon camarade", auch ohne daß die Kojuchowskidepesche das ausdrücklich bescheinigen müßte. Aber ob ein Oesterreich-Ungarn unter Franz Ferdinand tatsächlich für uns der treue Waffengenosse bliebe, der es unter dem alten Kaiser ist, ob die Tschechen — des Thronerben Frau ist Tschechin! — und andere Herren Zeit zur Heeresfolge für den „Balkankonkurrenten" haben — ein Fragezeichen gehört hinter diesen Satz. Mag Herr Tschirschky auch in Wien und Rom den Dreibund neues Blut in die welken Adern pumpen wollen — im Deutschen Reiche setzt keiner mehr auf ihn. Auch die Idee, im Notfalle den Islam mobil zu machen, hat viel an Aussicht verloren. Seitdem wir törichterweise in der Sinaiaffäre vor der Zeit und ganz unnütz erklärten, daß wir England nicht in den Arm fallen, wenn es dem Großtürken an die Kehle geht, ist das Vertrauen der islamitischen Welt auf die Hilfe des Deutschen Reiches gegen Englands brutale Erpressung brüchig geworden, und seit Algeciras ist unser Ansehen in den Hütten der Rechtgläubigen nicht größer geworden. Spanien und Portugal — Vasallen Englands, wenn dieses zum Kriege bläst. Bliebe Amerika? Aber der kennt den Yankee schlecht, der da glaubt, daß er auch nur einen Finger für uns krumm mache. Er würde seine wohlwollende Neutralität, die ihm nichts kostet, mit vielem Tiara ausposaunen und beim Auskehren sich einen Teil der Beute zusichern wissen — das ist das Gewisse. Itzt — man liebt uns nirgends in der Welt — aber noch fürchtet man uns.

Wir haben gewiß die auswärtige Lage nicht zu rosig gemalt, vielmehr allerlei kleine Lichter weggelassen, die man mit gutem Rechte aufsetzen dürfte. Mit gleicher Sachlichkeit werden wir die Gegengewichte in die Wagschale werfen dürfen, welche die Last der Pessimisten hoch aufschnellen lassen wird. Gewiß, Bismarck ist dahin, und kein Mensch kann gezwungen werden, in Bülow einen vollwertigen Ersatz zu sehen — ein Politiker wird immer ein Mann der Anfechtung bleiben. Auch Moltke ruht in stiller Gruft — aber keiner wird im Ernste es wagen, zu behaupten, daß unsere heutige Armee nicht der gleich sei, mit der Sedan erkämpft wurde. Mit dem albernen „Jena oder Sedan?" hat man Unheil genug angerichtet und getan, als stehe ob der lappigen Skandale in Mörchingen und Gumbinnen, die nur beweisen, daß menschliche „Schwächen" einzelner oft der besten aller Disziplinen zu widerstehen wissen, die ganze deutsche Armee am Pranger, als stehe ein neues Sedan vor der Tür. Man verschweigt aber leider, daß unsere Reiter in Südwestafrika Tag um Tag Beweise von Mut und über Tapferkeit geben, wie sie auch bei Sedan nicht größer zu finden waren. Auf die Skandalgeschichten aus kleinen Garnisonen weisen die Brunnenvergifter mit Behagen hin, warum nicht auf das heroische Verhalten unserer Braven in Südwest? — Nehmen wir den besten aller Gründe an: Weil es noch als Selbstverständlichkeit im deutschen Heere gilt, daß bis zum letzten Atemzug jeder seine Pflicht tut. Man macht so viel Aufhebens von dem Todesmut der Japaner. Haben der „Itis" bei Tafsir und unsere Afrikaner etwa weniger geleistet? Und auch bei den Japanern wurde mit Wasser gekocht — es gab auch ein Regiment vor Port Arthur, das sich weigerte, ins Feuer zu gehen.

Aber unsere Strategie? Lebt Moltkes Geist noch oder stehen wir auf diesem Felde vor einem neuen Jena? Die schlesischen Manöver, wo „nicht für den Photographen gearbeitet wurde", haben eine Probe davon gegeben, und selbst die Mörsler haben keine Sorge verraten, daß „oben" nicht alles stimme, und die Herren Militärs der Fremdrüche haben ein Bild gesehen, dessen Beschreibung wohl ihren Kabinetten noch für eine ganze Weile die Lust nehmen wird, mit uns anzubinden. Unser Heer steht vor keinem Jena.

Und unser Volk? Gewiß, es besteht auch bei uns sein goldenes Zeitalter. Die Kollision zwischen den Traditionen einstmals privilegierter Stände, des Feudalismus, der Beamtenhierarchie und des Klerikalismus, mit dem alles nivellierenden Persönlichkeitsbewußtsein dauert fort und wird auch noch lange Reibungsflächen schaffen. Die Kämpfe um Lohn und Rechte werden noch lange nicht schweigen. Aber darum von einem sozialen Jena zu reden, ist ein Unsinn. Im Gegenteil. Die Schlote rauchen und der Pflug geht, unsere Flagge weht in allen Häfen — es wird Geld verdient, und das arme Deutschland ist heute ein behäbiger Kapitalist geworden, der sein Geld in aller Welt arbeiten läßt. Wer Augen hat zu sehen, wird längst gemerkt haben, daß unsere Industrie und unser Handel Wege eingeschlagen haben, an die noch vor einem Menschenalter keiner zu denken wagte, und das made in Germany einst eine Formel der Achtung, ist heute zu einem Wort der Achtung geworden. Man liebt uns auch nicht auf dem Felde der Industrie und des Handels. Nicht nur der große Joe Chamberlain lief gegen uns Sturm, auch andere möchten mit Mauern und Verhau uns den Weg in die Häfen und auf die Märkte sperren, aber der deutsche Handel ist nicht mehr auszuschalten, und auf manchem Platz der Welt singt man: Ein echter Mann mag keinen Deutschen leiden — doch seine Waren kauft er gern.

Aber im Reich? Steht der Reichsgedanke nicht vor einem Jena? Nichts paßt mehr in die Kreise der Feinde des Deutschen Reiches, als wenn anscheinend der alte Partikularismus sein Haupt wieder erhebt oder wenn die Reichsfeinde schwarzer oder roter Farbe einen neuen Scheinerfolg aufzuweisen haben. Aber zwei Tatsachen werden ihnen zu denken geben müssen: der Mannheimer Parteitag und die Entwickelung der Braunschweiger Frage. Die Sozialdemokratie merkt es selbst am besten, daß von einer Erschütterung des Reichsgedankens durch die internationalen Brüderschaftsfaseleien keine Rede mehr ist, und die Partikularisten im Gefolge des Cumberländers haben deutlich vernehmen können, daß man im deutschen Volke von heute kei Verständnis mehr hat für Bestrebungen, die dem Reichsgedanken heute irgendwie gefährlich werden könnten. Auch Bestimmungen zwischen Bundesfürsten, die einst dem jungen Reiche hinderlich sein konnten, wären heute gleichgültig gegenüber dem tiefeingewurzelten Bewußtsein des heute lebenden Geschlechtes, daß nur auf der Basis des Reichsgedankens das Deutschtum die Kraft finden kann, seine Mission in der Welt zu erfüllen. Wer von Reichsmüdigkeit redet, betrügt sich und seine Auftraggeber.

An die Weltmission seines Volkes glaubt heute jeder Deutsche, der nicht in engherziger Parteischulung den Blick für das Große verloren hat, und auf dem Wege zur Erfüllung seiner Mission wird keine Macht das Deutschtum dauernd aufhalten können. In Sprache und Sitte, in Kunst und Literatur, in den Gewohnheiten geselligen Verkehrs erstarkt der deutsche Gedanke, der Deutsche besinnt sich auf seinen Wert, und wer die Bauten unserer Städte schaut, sieht, daß unser Volk auch äußerlich dem Bewußtsein von dem Werte rein deutschen Wesens Ausdruck geben will.

Ein Jena droht dem deutschen Volke nicht von England, Rußland oder Frankreich. Nur von einer Seite droht ihm der vernichtende Schlag, der seine Kraft in den Wurzeln treffen kann: wenn es der Legion des Ultramontanismus auf deutschem Boden gelingt, ihre Feldzeichen an der Spree aufzupflanzen, wenn der Traum der Römlinge aller Schattierungen sich erfüllt, alle Errungenschaften deutschen Geistes zu pressen in die mittelalterliche Form engherzigsten Klerikalismus und den Deutschen Kaiser statt zum Schirmherrn aller Deutschen zum ersten Patrizius des Papstes zu machen. Die Verkörperung der weltlichen Gewalt des Deutschtums auf der letzten Stufe vor dem Throne des mit der dreifachen Tiara Geschmückten — das ist der Traum der wahren und schlimmsten Feinde unseres lieben Vaterlandes.

Wenn dieser Traum wahr würde — dann, nur dann hätten wir Grund von einem neuen Jena zu reden. Aber gegen diesen Feind stehen gottlob in deutschen Landen nicht Soldaten, sondern noch Tausende und Abertausende von Männern und Frauen, die das hüten, was uns groß gemacht: Die Freiheit des deutschen Geistes!

Roosevelt und Bryan, die Gegenpole der amerikanischen Politik.

Gegenpole — das will der demokratische Führer Bryan gar nicht einmal zeiten lassen. Roosevelt, so sagt er in der spezifisch amerikanischen Ausdrucksweise, hat sich aus demokratischen Planken eine Plattform gezimmert, d. h. aus demokratischen Grundsätzen ein republikanisches Programm zurechtgeschnitten; er hat „demokratische Kleider angelegt". Das ist nun natürlich weit übers Ziel geschossen, aber etwas Wahres ist daran. Der Haß gegen die gewaltigen plutokratischen Assoziationen, die die meisten wichtigen Produktionszweige in ihren Bann gebracht haben, die Trusts, ist die wichtigste Triebfeder auf demokratischer Seite. Denn den Silberschwindel haben sie selbst aus eigenem Antriebe aufgegeben. Bryan, sein lautester Apostel, sagt: der Bimetallismus ist tot. Der eigentliche Freihandel, seiner selbst willen, ist kein Programmpunkt auf demokratischer Seite; man will mit dem Schutzzoll nur nicht so extrem werden, wie die Republikaner es getrieben haben. Bryan verkündet aus Haß gegen die Trusts: nieder mit den Schutzzöllen auf alle Artikel, die von den Trusts hergestellt werden. Aber der Haß ist ein schlechter Ratgeber. Ob die Partei dem Führer so weit folgen wird, ist doch sehr zweifelhaft. Bryan hat es schon in einem anderen Punkte verschattet. Er hat sich bei seinem triumphierenden Einzug in New York zur Verstaatlichung der wichtigsten Eisenbahnen ausgesprochen. Dagegen ist sogleich in seiner eigenen Partei heftiger Widerspruch laut geworden, denn man fürchtet davon erst recht die ärgsten Mißbräuche. Man glaubt, daß dann in der Eisenbahnverwaltung die bekannte Korruption eindringen werde und daß die siegreiche Partei ohne Rücksicht auf die Interessen des Publikums ihre Anhänger mit Aemtern und Stellen bei der Eisenbahn versorgen werde. Wenn Roosevelt von einem Teil seiner Partei abgedrängt ist, so gilt das auch von Bryan.

Im Staate New York kandidiert jetzt ein Großkapitalist und Besitzer vieler „gelber" Sensationsblätter, Mr. William Randolph Hearst, um die Würde des Gouverneurs. Erringt er am ersten Dienstag im November, dem Wahltage, den Sieg, so wird wahrscheinlich Mr. Bryan zur Seite geschleudert, denn dann ist Hearst der Mann, der allein Chance hat, den Staat New York für sich zu gewinnen, ohne den die demokratische Partei noch niemals in der Präsidentenwahl gesiegt hat. Und Hearst ist zu einem guten Teil Vertreter des wildesten Imperialismus. Er hat viele Gegner, aber auch viele Anhänger, es steht mit ihm darin ähnlich wie mit Bryan. Hearst ist noch sehr jung, etwa dreißig. Er ist mit dem festen Vorsatz, eine große politische Rolle zu spielen, in New York erschienen; augenscheinlich hat er Talent für das Zeitungswesen im Großen, seine Presse wirkt für ihn wie sie kann, sie ist einflußreich. Er hat es schon dahin gebracht, für den wichtigsten Gouverneurposten in den ganzen Vereinigten Staaten offizieller demokratischer Kandidat zu sein. Und alle Welt spricht von ihm als von einem künftigen Präsidentschaftskandidaten, zu Präsidenten, sei es um 1908 oder später. Im Haß gegen die Trusts wetteifert er mit Bryan.

Beiden gegenüber ist der jetzige Präsident Th. Roosevelt ein ganz anderer Mann. Er ist eine so respektable Persönlichkeit, wie selten eine auf dem Präsidentenstuhl der großen Republik gesessen hat. Das günstige Vorurteil, das er sich durch seine Teilnahme am kubanischen Kriege erworben hatte, hat er während seines Amtes als Präsident gerechtfertigt. Und doch ist etwas Berechtigtes an dem Worte Bryans, daß Roosevelt sich von seiner Partei getrennt und sich aus „demokratischen Planken eine Plattform gezimmert habe". Die republikanische Partei ist die des extremen Hochschutzzolls. Sie ist zugleich die Gönnerin der Trusts und empfängt von den Trusts die größten Summen für ihre Parteikassen, was in Amerika eine erhebliche Bedeutung hat. Roosevelt hat nun die Gefahr, die dem ganzen wirtschaftlichen Leben von diesen kapitalistischen Riesengebilden droht, sehr wohl erkannt, auch die Gefahr für seine Partei; sie muß damit rechnen, daß die große Masse der Trustgegner ihre Parteifahne verläßt. Deshalb hat Roosevelt bei mehr als einer Gelegenheit von Maßregeln gegen die Trusts gesprochen. Er hat zugunsten der Arbeiter den Schiedsspruch gegen den Anthrazitkohlentrust gesprochen. Er hat nicht gerastet, bis die elenden Praktiken des Fleischtrusts aufgedeckt sind. Und er hat das Gesetz veranlaßt, daß die Eisenbahnen, welche in mehreren Staaten zugleich betrieben werden, unter Bundesgesetz gestellt werden. Letzteres haben die Trusts vorläufig damit durchkreuzt, daß sie das neue Gesetz als verfassungswidrig angefochten haben. Damit gewinnen sie wenigstens Zeit.

Das einzige, womit man ihnen an den Leib könnte, ist, wie Bryan ganz richtig sagt, Freihandel für ihre Erzeugnisse; denn die auswärtige Konkurrenz können sie nicht in ihren Bann bringen. Auch Roosevelt hat mit diesem Gedanken gespielt. Damit ist er jedoch einer solchen Gegnerschaft bei den Trusts begegnet, daß er sich vorsichtig zurückgezogen hat. Man drohte, alle Beiträge zu den Parteikassen einstellen oder einen Gegenkandidaten aufstellen zu wollen. Mit dem Verzicht auf das einzige wirksame Mittel zur Bekämpfung der Trusts ist Roosevelt natürlich in den Augen der Trustgegner sehr gesunken. Was wird nun daraus? Wir fürchten, es kommt zu einem Kompromiß, das den Anschein hat, als solle es die Auswüchse der Plutokratie beschneiden, in Wahrheit aber völlig nichtig ist. Die Amerikaner sind in solchem Blendwerk groß.

Vorläufig ist noch nicht festgestellt, ob Roosevelt der Kandidat für die Präsidentenwahl von 1908 sein wird. Vielmehr steht in der ersten Linie der Sprecher des Repräsentantenhauses, Cannon, ein Freund der Trusts. Wird dieser oder ein ähnlicher Mann der Einsatz in dem großen Würfelspiel sein, so ist die Niederlage der Republikaner gewiß, es sei denn, daß die Demokraten noch größere Dummheiten machten.

Nun schwebt aber endlich der Einfluß einer sehr bedeutsamen Instanz noch völlig in der Luft. Auch die Vereinigten Staaten haben einen Arbeiterbund, die Federation of Labor, der nicht weniger als 2 Millionen Mitglieder zählt. Bisher hat dieser noch niemals eine Entscheidung über das Votum seiner Mitglieder getroffen, obwohl oftmals die Frage aufgeworfen ist, ob er nicht gut tue, von beiden Parteien Bürgschaften zu verlangen, und sich derjenigen anzuschließen, die seinem Programm am weitesten entgegenkomme. Jetzt tritt die Frage von neuem ernst an ihn heran. Wenn er es zu geschlossenem Auftreten bringen kann, so kann er wahrscheinlich den Sieg hierhin oder dorthin lenken. Auf demokratischer Seite lockt der Haß gegen das Großkapital, auf republikanischer der angeblich von den Schutzzöllen abhängige hohe Lohn. Eine Einigung wäre schwer. Ob nicht gerade dafür Roosevelt mit seinem schutzzollfeindlichen Programm der rechte Mann wäre?

Zur Berliner Ballon-Wettfahrt.

Ein Prolog.

Als ich kürzlich über die Entwicklung der Luftschiffahrt schrieb, war ich bis zu jenem Zeitpunkte gekommen, an dem der Wert und Nutzen des Ballons durch den deutsch-französischen Krieg wieder erkannt wurde und die Luftschiffahrt gewissermaßen als Militär-Ressort einer gesicherten Zukunft entgegensah. Von diesem Zeitpunkte ab, jetzt also vor etwa 36 Jahren, begann auch der abermalige Aufschwung dieser Wissenschaft.

Das Bestreben, Herr der Lüfte zu sein, ist eigentlich schon ebenso alt wie die Menschheit selbst. Durch die Erfindung des Ballons wurde es noch keineswegs befriedigt, denn machtlos und willenlos war man seither den Strömungen der Luft preisgegeben. Ein „Luftballon" im engeren Sinne des Wortes ist und bleibt ein Spielball der Lüfte; wohin sie ihn wehen, dahin ist er gezwungen, seinen Weg zu nehmen. Das lag aber niemals in der Absicht des menschlichen Geistes. Von dem Momente ab, als er sich über die Erde heben konnte, wollte er auch dem Vogel gleich den Aether durchziehen, wollte im Fluge ein gesteuertes oder erdachtes Ziel erreichen. In diesem Gedankengange finden wir daher das Urproblem des Lenkens-Wollens, die Idee des „lenkbaren" Luftschiffes.

Bereits 8 Jahre nach dem ersten gelungenen Aufstiege der Brüder Mongolfier wurde der erste Versuch in dieser Richtung unternommen. Es handelt sich aber um ein Phantom, denn die Triebkraft des Ballons sollte ja der Wind, die Luftbewegung abgeben, und der Erfinder vergaß ganz und gar, daß er es mit einem schon vom Winde getragenen Körper, der keinen Widerstand zu leisten imstande ist, zu tun hat. Ebenso scheiterte natürlich auch ein anderer Versuch, den der Genieoffizier Meusnier unternahm. Doch in der Grundidee seines Unternehmens lag auch der Ausgangspunkt aller späteren, ja selbst der heutigen Forschungen, denn Meusnier gebührt der Vorrang, vor allen den Gedanken entwickelt zu haben, daß ein runder Ballon mehr Luftwiderstand zu bewältigen hat als ein länglicher, sagen wir zigarrenförmiger. Dann gab Meusnier eine zweite bis zum heutigen Tage giltige Grundidee der Lenkbarkeit, indem er sagte, daß nur durch den Antrieb einer Luftschraube die Vorwärtsbewegung möglich sei. Diese beiden Hauptschlagworte ziehen sich seither durch das ganze Wesen der Ballontechnik und werden bis in die allerjüngste Zeit bei allen Versuchen miterwogen. Damals, zur Zeit Meusniers, gab es keine andere als die animalische Kraft die eine solche Schraube hätte treiben können, erst Giffard, der zur Zeit der Dampfkraft ähnliche Versuche unternahm, konnte insofern einigen Erfolg aufweisen, als sein Luftschiff zwar dem Steuer gehorchte, dem Winde aber keinen Widerstand zu leisten vermochte. Und so endeten die meisten Versuche, ganz abgesehen von jenen Hirngespinsten, die in der Theorie entstanden und nicht selten ihren Ursprung dem Biertische verdankten. Mit dem Nutzbarmachen der elektrischen Kraft und der folgenden Anwendung dynamischer Kräfte war ein neues Stadium hereingebrochen. Das von Meusnier aufgeworfene Problem harrte der Lösung.

Durch die Verwertung elektrischer Kraft traten aber auch neue Fragen auf, und bald hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine hielt den Ballon als Tragmittel für notwendig, die andere wollte ihn eliminiert sehen. „Leichter als die Luft" wurde der Feldruf der ersteren, „schwerer als die Luft" die Losung der anderen Partei. Die ihn leichter als die Luft wollten und wollen, erkennen im Ballon, also in dem gasgefüllten Behälter, den eigentlichen Träger der Last an und wollen dieses in der Luft schwebende Beförderungsmittel durch maschinellen Antrieb unabhängig von allen Luftströmungen wissen. Das wäre also die „Lenkbarkeit" des Luftballons im engeren Sinne des Wortes. Die andere Partei indessen, die eine Lösung des Flugproblems in dem Sinne: schwerer als die Luft, wünscht, zählt die direkten Anhänger des Vogelfluges in ihren Reihen. So wie der Körper des Vogels durch die Schwingen allein zur Höhe getragen wird, wie er unabhängig von einem ihn selbst noch tragenden — sagen wir — Hebemittel schweben und ungeachtet der Luftströmungen sich bewegen kann, so wollen die Anhänger dieser Theorie ihr Luftschiff gebaut wissen, so es sich bewegen sehen. Beide Teile arbeiteten und arbeiten an der Verwirklichung ihrer Ideen. Zugestanden muß werden, daß mit der Theorie „leichter als die Luft" bisher bedeutende Erfolge erzielt worden sind. Um diese aufzuführen, genügen Namen, wie Graf Zeppelin, der seit langem an dem Problem arbeitet, viele und harte Schläge erlitt, in allerjüngster Zeit aber einen glänzenden Erfolg errungen hat, ferner Santos Dumont, Lebaudy und der deutsche Hauptmann Parseval.

Es hieße nun ein Thema anschneiden, das sich nicht auf diesem Raume bewegen kann, dessen Erörterung ein kleines Buch für sich beanspruchen würde, wollte man diese Versuche auch nur halbwegs einer kritischen Würdigung hier

SLUB
Wir führen Wissen.